

Koller, Hans-Christoph

Lesarten. Über das Geltendmachen von Differenzen im Forschungsprozeß

Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 2 (1999) 2, S. 195-209



Quellenangabe/ Reference:

Koller, Hans-Christoph: Lesarten. Über das Geltendmachen von Differenzen im Forschungsprozeß -
In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 2 (1999) 2, S. 195-209 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-45202
- DOI: 10.25656/01:4520

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-45202>

<https://doi.org/10.25656/01:4520>

in Kooperation mit / in cooperation with:



VS VERLAG

<http://www.springerfachmedien.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Zeitschrift für Erziehungswissenschaft Heft 2/99

2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

SCHWERPUNKT: KULTURELLE DIFFERENZ

Ingrid Gogolin	Editorial zum Schwerpunkt „Kulturelle Differenz“	147
Marianne Krüger-Potratz	Stichwort: Erziehungswissenschaft und kulturelle Differenz	149
Franz Hamburger	Zur Tragfähigkeit der Kategorien „Ethnizität“ und „Kultur“ im erziehungswissenschaftlichen Diskurs	167
Dieter Lenzen	Erziehung zu sozialer Integration in einem Europa der Minoritäten	179
Hans-Christoph Koller	Lesarten. Über das Geltendmachen von Differenzen im Forschungsprozeß	195
Helga Kelle	Geschlechterterritorien. Eine ethnographische Studie über Spiele neun- bis zwölfjähriger Schulkinder	211

ALLGEMEINER TEIL

Walter Herzog	Die Schule und die Pluralität ihrer Kulturen. Für eine Neufassung des pädagogischen Kulturbegriffs	229
Jaap Dronkers/ Werner Hemsing	Effektivität öffentlichen, kirchlichen und privaten Gymnasialunterrichts. Bildungs-, Berufs- und Sozialisationseffekte in nordrhein-westfälischen Gymnasien	247
Rolf Becker	Kinder ohne Zukunft? Kinder in Armut und Bildungsungleichheit in Ostdeutschland seit 1990	263

REZENSIONEN

Norbert Wenning	Sammelrezension: Kulturelle Differenz	285
Burkhard H. Müller	Sammelrezension: Neuere Beiträge zur Theorie der Sozialpädagogik	289
Stephanie Hellekamps	Rezension: Seyla Benhabib: Hannah Arendt – Die melancholische Denkerin der Moderne	295

Hans-Christoph Koller

Lesarten

Über das Geltendmachen von Differenzen im Forschungsprozeß

Zusammenfassung

Der Beitrag behandelt die Frage, was zu tun ist, wenn es bei der Erforschung kultureller Differenz zu divergierenden Interpretationen eines empirischen Dokuments kommt, wenn also Differenz zugleich als Forschungsgegenstand und als Moment des Forschungsprozesses wirksam ist. Im Kontext qualitativer Forschung lassen sich zwei Modelle des Umgangs mit dem Problem unterscheiden: 1. die Maximierung von Lesarten zum Zweck ihrer kritischen Überprüfung und schrittweisen Reduktion im Sinne der Objektiven Hermeneutik; 2. die Theorien- und Forscher-Triangulation, d.h. das Nebeneinanderstellen unterschiedlicher Interpretationen mit dem Ziel ihrer wechselseitigen Ergänzung. Während das erste Modell Differenzen nur mobilisiert, um sie letztlich doch zu neutralisieren, bleibt im zweiten Modell ungeklärt, wie mit unvereinbaren Lesarten zu verfahren ist. Als Theorierahmen zur weiteren Bearbeitung des Problems dient LYOTARDs Philosophie des Widerstreits. Ihr zufolge wäre die Differenz unterschiedlicher Lesarten daraufhin zu prüfen, ob es sich um einen prinzipiell schlichtbaren Rechtsstreit oder einen unauflösbaren Widerstreit handelt. Am Beispiel zweier gegensätzlicher Interpretationen eines interkulturellen Streitgesprächs wird abschließend diskutiert, wie die Forschungspraxis dem Widerstreit auf skeptische und innovative Weise gerecht werden könnte.

Summary

This paper looks at the question of how to handle diverging interpretations of empirical documents in the context of research on cultural difference; what to do when difference plays a role both as research *object* and as a moment in the research *process*. In the field of qualitative research, one can distinguish two models of dealing with the problem: 1. the maximization of ways of reading in order to then check them critically and make step-by-step selections in the sense of an „objective hermeneutics“; 2. the triangulation of theories or researchers, which can also be described as the comparison of various interpretations with the goal of supplementing each with material from the next. Whereas the first model merely mobilizes differences in order to neutralize them in the final analysis, the question of how to deal with contradictory ways of reading is not answered in the second model. In this paper LYOTARD's philosophy on the „differend“ will serve as a theoretical framework for a further consideration of this problem. According to this theory, one must ask whether the difference between various ways of reading has to do with an argument (*litige*) that could in principle, be solved, or whether it has to do with an unsolved „differend“. Based on an example of two contradictory interpretations of an intercultural discussion, this paper will finally turn to the question of how it might be possible for research practice to do justice to such conflicts in a skeptical and in an innovative manner.

1 Einleitung

Differenz kann in der erziehungswissenschaftlichen Forschung mindestens auf zwei verschiedenen Ebenen wirksam werden: zum einen als Forschungsgegenstand (z.B. als kul-

turelle Differenz in dem zu erforschenden Feld), zum andern als Moment des *Forschungsprozesses* selbst (z.B. als Differenz verschiedener Interpretationen ein und desselben empirischen Dokuments).

Was damit gemeint ist, läßt sich an einem Beispiel aus der Praxis interkultureller Forschung verdeutlichen. Kalu, ein junger Westafrikaner, schreibt an einer deutschen Universität eine linguistische Dissertation über Probleme des schulischen Unterrichts in seinem Heimatland Côte d'Ivoire. Im Rahmen eines Projekts „Wissenschaftliches Formulieren im Deutschen als Fremdsprache“ erhält er dabei Unterstützung von Bert, einem deutschsprachigen Studenten, der mit ihm den Text seines Dissertationsentwurfs durchgeht. In einer ihrer Arbeitssitzungen geht es um die Übersetzung eines französischen Zitats, das Kalu seiner Arbeit als Motto voranstellen möchte. Über die Angemessenheit von Kalus Übersetzungsvorschlag kommt es zum Streit, in dessen Verlauf Bert, der Muttersprachler, darauf beharrt, „so wie der Satz da steht, is es kein deutscher Satz“, während Kalu seine Version mit dem Argument verteidigt: „jeder Deutsche kann das verstehen“ (KOKEMOHR/KOLLER 1996, S. 439 und 441).

Worum geht es in diesem Streit? Handelt es sich ‚nur‘ um das Problem, formal korrekte Formulierungen zu finden, oder steht hier zugleich anderes auf dem Spiel, das möglicherweise mit der unterschiedlichen kulturellen Herkunft der beiden Gesprächspartner zu tun hat? Dieser Frage war ein Symposium über „Migration und interkulturelle Kommunikation“ gewidmet, das 1994 in Hamburg stattfand und dem dieses Fallbeispiel zugrunde lag. Die Grundidee dieser Tagung bestand darin, daß alle Beiträge sich von je unterschiedlichen theoretischen und methodischen Ausgangspunkten aus auf dasselbe empirische Dokument, die Transkription des Arbeitsgesprächs zwischen Kalu und Bert, beziehen sollten. Die allen Beiträgen vorgegebene Fragestellung lautete, inwiefern dieser Fall als ein Beispiel interkultureller Kommunikation zu verstehen sei und welche Aussagen über die Struktur interkultureller Kommunikation daraus zu gewinnen seien. Auf diese Weise entstanden zwölf zum Teil erheblich voneinander differierende Interpretationen, die auf der Tagung kontrovers diskutiert wurden.

Das Beispiel macht deutlich, daß *Differenz* hier gleich doppelt virulent ist. Zum einen ist sie als (möglicherweise vorhandene) kulturelle Differenz zwischen den Interaktionspartnern Kalu und Bert *Gegenstand des Forschungsprozesses*. Zum andern kann Differenz aber auch als *Moment des Forschungsprozesses* eine wichtige Rolle spielen, nämlich als Differenz verschiedener Interpretationen eines empirischen Dokuments, wie sie auf der Hamburger Tagung vorlagen. Der folgende Beitrag bezieht sich vor allem auf diese zweite Ebene, d.h. auf die Frage, wie die Differenz zwischen unterschiedlichen Interpretationen oder Lesarten im Forschungsprozeß für die Gewinnung von Erkenntnissen fruchtbar gemacht werden kann. Diese Frage scheint im Rahmen interkultureller Bildungsforschung von besonderem Interesse. Denn hier sind die beiden Erscheinungsweisen von Differenz miteinander verbunden, und die methodologische Frage nach der Differenz der Lesarten als ein Moment des Forschungsprozesses erlangt insofern Bedeutung, als dieser Forschungsprozeß es zugleich inhaltlich mit kulturellen Differenzen als *Forschungsgegenstand* zu tun hat.¹

2 Zwei Modelle für den Umgang mit der Differenz der Lesarten

Die Frage lautet also: Was ist zu tun, wenn es im Laufe des Forschungsprozesses zu divergierenden Interpretationen eines empirischen Dokuments kommt? Mit mehreren, voneinander abweichenden Lesarten ist im Rahmen *qualitativer* Forschung (auf die sich die folgenden Überlegungen vor allem beziehen²) insbesondere dann zu rechnen, wenn die Auswertung nicht von einem einzelnen Forscher oder einer einzelnen Forscherin, sondern von einer Forschungsgruppe durchgeführt wird, wie es Vertreter qualitativer Methoden häufig fordern (vgl. z.B. MAROTZKI 1995, S. 76 und FUCHS 1984, S. 300 f.). Für den Umgang mit divergierenden Interpretationen lassen sich im Kontext qualitativer Forschung zwei unterschiedliche Modelle ausfindig machen, die im folgenden einander gegenübergestellt werden sollen.

Das erste Modell entstammt der Methodologie der Objektiven Hermeneutik, wie sie von Ulrich OEVERMANN entwickelt worden ist.³ Die Objektive Hermeneutik zeichnet sich gegenüber vielen anderen Konzepten qualitativer Forschung vor allem dadurch aus, daß sie sich bei der Interpretation empirischer Materialien nicht auf die Rekonstruktion subjektiv vermeinter Bedeutungen beschränkt, sondern die Offenlegung von objektiven, sogenannten „latenten“ Sinnstrukturen zum Ziel hat. Zu diesem Zweck haben OEVERMANN und seine Mitarbeiter ein Verfahren entwickelt, zu dessen wichtigsten Kennzeichen die strikt sequenzanalytische Vorgehensweise gehört (vgl. OEVERMANN u.a. 1979). Dabei wird der zu interpretierende Text zunächst in einzelne Einheiten (sogenannte „Interakte“) zerlegt und dann Sequenz für Sequenz analysiert. Die Begründung für dieses Vorgehen beruht auf der These, daß nur so die tatsächliche sequentielle Logik menschlichen Handelns erfaßt werden könne. Diese Logik bestehe darin, daß jeder Interakt zugleich eine „Schließung vorausgehend eröffneter Möglichkeiten“ und eine „Öffnung neuer Optionen“ darstelle (OEVERMANN 1996, S. 6). Mit anderen Worten: Jedes menschliche Handeln knüpfe an bisherige Handlungen an und wähle unter den vorhandenen Handlungsalternativen eine einzige aus, reduziere also die Vielfalt der Möglichkeiten. Gleichzeitig eröffne dieselbe Handlung aber im Blick auf die Zukunft erneut einen Spielraum möglicher nachfolgender Handlungen, vervielfältige also die Optionen. Die latente Sinnstruktur eines Interaktionszusammenhangs ist nun OEVERMANN zufolge nichts anderes als die Gesetzmäßigkeit, nach der diese Schließung früherer und gleichzeitige Öffnung neuer Möglichkeiten im jeweiligen Fall erfolgt. Ein wesentlicher Schritt des objektiv-hermeneutischen Verfahrens, das zur Offenlegung dieser Gesetzmäßigkeit führen soll, besteht darin, für jeden einzelnen Interakt gedankenexperimentell die Vielfalt möglicher Anschlußhandlungen zu (re-)konstruieren, um diese dann mit dem tatsächlich erfolgten nächsten Interakt zu vergleichen. Durch den fortschreitenden Ausschluß alternativer Handlungsoptionen im Verlauf dieser Analyse soll sich allmählich die objektive Struktur des Falles herauschälen.

Das von OEVERMANN in Übereinstimmung mit anderen Vertretern qualitativer Forschung vertretene Prinzip der Fallauswertung in einer Forschergruppe (vgl. OEVERMANN u.a. 1979, S. 393) dient in diesem Kontext vor allem dem Zweck, für jeden einzelnen Interakt eine möglichst große Vielfalt an potentiellen Anschlußhandlungen zu entwerfen – mit anderen Worten: eine möglichst große Zahl unterschiedlicher Lesarten dieses einen Interakts zu produzieren. Der Sinn dieser Strategie der Lesarten-Maximierung liegt darin, auch zunächst unwahrscheinlich scheinende Handlungsoptionen in Betracht zu ziehen,

die durch den fraglichen Interakt eröffnet werden. OEVERMANN geht allerdings davon aus, daß im Zuge der Analyse stets eindeutig geklärt werden könne, von welchen Regeln (mithin: von welcher objektiven Gesetzmäßigkeit) die tatsächliche Abfolge der Handlungen bestimmt ist. Letzten Endes hat die Maximierung unterschiedlicher Lesarten deshalb im Rahmen der objektiv-hermeneutischen Vorgehensweise nur eine sehr eingegrenzte und vorübergehende Funktion. Zugespißt formuliert könnte man sagen: die Erzeugung differenter Interpretationsvorschläge dient hier letztlich keinem anderen Ziel als dem, die Differenz der Lesarten schrittweise wieder aufzulösen, bis nur noch eine einzige Deutung übrig bleibt, die die objektive Sinnstruktur des Falles zu erfassen vermag.

Das Modell, das die Objektive Hermeneutik für den Umgang mit der möglichen Differenz der Lesarten anzubieten hat, ist deshalb als eine Art schrittweiser Reduktion von Vielfalt zu bezeichnen. Dieses hier idealtypisch zugespitzte Modell läßt sich dem Grundgedanken nach auch in anderen Ansätzen qualitativer Forschung finden – nämlich immer dann, wenn der Forschungsprozeß reduktionistisch angelegt ist, d.h. wenn differente Lesarten als Hypothesen verstanden werden, die es im Zuge der weiteren Interpretationsarbeit systematisch am Dokument zu prüfen bzw. zu falsifizieren gilt, bis – idealerweise – nur eine einzige, nämlich die ‚wahre‘ Lesart übrig bleibt.

Diesem Vorgehen läßt sich nun – wiederum in idealtypischer Zuspitzung – ein zweites Modell kontrastieren, dessen Charakteristikum darin besteht, daß hier eine Vielzahl konkurrierender Lesarten im Prinzip gleichberechtigt nebeneinander gestellt wird. Dieses Modell kann am besten unter Rückgriff auf das in der qualitativen Forschung vieldiskutierte Konzept der *Triangulation* erläutert werden. Man versteht darunter „die Kombination verschiedener Methoden, verschiedener Forscher, Untersuchungsgruppen, lokaler und zeitlicher Settings sowie unterschiedlicher theoretischer Perspektiven in der Auseinandersetzung mit einem Phänomen“ (FLICK 1995, S. 249).

Im einzelnen lassen sich dabei verschiedene Typen von Triangulation unterscheiden (vgl. DENZIN 1989, S. 236ff.), unter denen für unsere Fragestellung vor allem die „Forscher-Triangulation“ und die „Theorien-Triangulation“ von Interesse sind. Bei der „Forscher-Triangulation“ werden im Rahmen der Datenerhebung und/oder -auswertung gezielt verschiedene Personen eingesetzt, um so mögliche subjektive Verzerrungen, die auf die Person des Forschers zurückzuführen sind, offenzulegen bzw. zu minimieren. Die Lesarten-Maximierung im Rahmen der Objektiven Hermeneutik läßt sich etwa als ein Beispiel solcher Forscher-Triangulation verstehen.

Die „Theorien-Triangulation“ besteht demgegenüber darin, daß die Annäherung an empirische Materialien unter Inanspruchnahme verschiedener Perspektiven und Hypothesen erfolgt, wobei „verschiedene theoretische Sichtweisen nebeneinander gestellt werden, um ihre Nützlichkeit und Erklärungskraft zu prüfen“ (DENZIN 1989, S. 240, zit. n. FLICK 1995, S. 250). Im Unterschied zur Forscher-Triangulation werden hier also nicht nur verschiedene *Personen* eingesetzt, um ein größeres Spektrum an Lesarten zu erzeugen, sondern unterschiedliche *theoretische Konzepte und Strategien* als Ausgangspunkt der Datengewinnung und -auswertung genutzt. Das Zitat von DENZIN macht darüber hinaus deutlich, daß diese unterschiedlichen Theorien hier „nebeneinander gestellt“, d.h. also zumindest *zunächst* als gleichrangig betrachtet werden sollen, um *dann* „ihre Nützlichkeit und Erklärungskraft zu prüfen“. Die entscheidende Frage ist nun, worin diese Prüfung besteht und mit welchem Ziel sie vorgenommen wird.

In der methodologischen Debatte über die Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung lassen sich zu dieser Frage im wesentlichen zwei Positionen finden. Die ältere

Auffassung geht von den klassischen Gütekriterien der quantitativ orientierten Vorgehensweise aus und versucht, diese auf die qualitative Forschung zu übertragen. Die Triangulation von Forschern oder Theorien würde dann in erster Linie der Überprüfung von Ergebnissen zum Zwecke ihrer Bestätigung oder Widerlegung dienen. Im Sinne dieser Auffassung wäre es deshalb am günstigsten, wenn zwei oder mehr Interpretationen, die von verschiedenen Forschern oder von unterschiedlichen theoretischen Perspektiven aus vorgenommen wurden, zum selben Ergebnis kämen. Denn damit könnte dieses Ergebnis als relativ gesichert angesehen werden, während im gegenteiligen Fall ungewiß bliebe, welcher der voneinander abweichenden Interpretationen der Vorzug zu geben wäre.

In der neueren Diskussion scheint sich demgegenüber die Auffassung durchzusetzen, daß die Bedeutung von Triangulation für die qualitative Forschung „nicht in der Überprüfung von Resultaten, sondern in der systematischen Erweiterung und Vervollständigung von Erkenntnismöglichkeiten liegt“ (FLICK 1995, S. 251). Die Vermehrung von Lesarten durch Forscher- oder Theorien-Triangulation zielt dieser Sichtweise zufolge also nicht auf die Bestätigung oder Widerlegung von Ergebnissen, was wie im Fall des ersten Modells letztlich wiederum auf die Reduktion der Lesartenvielfalt hinauslaufen würde. Die unterschiedlichen Lesarten werden hier vielmehr nebeneinander gestellt, um so verschiedene Aspekte des Gegenstands angemessen erfassen zu können. Dieser Auffassung nach wäre es eher wünschenswert, daß die Interpretationen verschiedener Forscher oder aus verschiedenen Theorieperspektiven zu unterschiedlichen, aber einander ergänzenden Ergebnissen kommen, weil nur so der Forschungsgegenstand in seiner Gesamtheit erfaßt werden kann. Für dieses Ziel von Triangulation hat Eva KÖCKEIS-STANGL (1980, S. 363) die seither häufig zitierte Formulierung geprägt, es gehe darum, „kein einheitliches, sondern eher ein kaleidoskopartiges Bild zu erhalten“. Die Frage bleibt freilich, was zu tun ist, wenn sich die unterschiedlichen Lesarten nicht zu einem solch bunten, aber doch irgendwie zusammenpassenden Bild ergänzen, sondern einander widersprechen. Dann scheint auch dieses Modell des Umgangs mit der Differenz von Lesarten an eine Grenze zu gelangen.

Ein forschungspraktisches Beispiel für das zweite Modell und seine Grenzen stellt die eingangs erwähnte Hamburger Tagung über „Migration und interkulturelle Kommunikation“ dar. Die Grundidee dieser Tagung bestand darin, ein empirisches Dokument, das transkribierte Arbeitsgespräch zwischen Kalu und Bert, von verschiedenen Forschern und aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven interpretieren zu lassen. Zu diesem Zweck wurden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen (u.a. Soziologie, Linguistik, Erziehungswissenschaft und Philosophie) eingeladen, das Fallbeispiel aus ihrer jeweiligen theoretischen Sichtweise zu kommentieren. Die dabei vertretenen Theorien reichen von Ethnomethodologie und Konversationsanalyse über Systemtheorie und Objektive Hermeneutik bis zu poststrukturalistischen Ansätzen von LYOTARD oder DERRIDA. Das Ergebnis der Tagung stellt eine bunte Vielfalt unterschiedlicher Lesarten dar, die den gemeinsamen Gegenstand aus immer wieder neuen Blickwinkeln beleuchten und so ganz unterschiedliche Facetten des Falles sichtbar machen (vgl. KOKEMOHR/KOLLER 1996).⁴

Die Publikation der Tagungsbeiträge macht aber auch die Schwächen deutlich, die das Modell des Nebeneinanderstellens differenter Lesarten aufweist. Denn gerade das Nebeneinander wirft die Frage auf, in welchem Verhältnis die konkurrierenden Interpretationen eigentlich zueinander stehen. Zwar gibt es im vorliegenden Fall explizite Korrespondenzen zwischen einigen Beiträgen, doch aufs ganze gesehen bleibt es den Lesern und Lese-

rinnen überlassen, wie sie mit der Differenz der Lesarten umgehen wollen. So steht es ihnen etwa frei, die Beiträge als divergent oder gar einander ausschließend zu betrachten und sich nach Maßgabe welcher Kriterien auch immer für einen von ihnen als den angemessensten zu entscheiden. Oder aber sie können die differenten Lesarten als wechselseitige Ergänzungen verstehen und sich selbst ein komplexeres Bild des Falles machen, das aus verschiedenartigen, einander kommentierenden und komplettierenden Facetten zusammengesetzt ist. Man mag dies als Unentschiedenheit und Beliebigkeit tadeln oder als Anerkennung der Pluralität wissenschaftlicher Richtungen begrüßen, unbefriedigend bleibt in jedem Falle, daß ein wesentlicher Schritt des Forschungsprozesses, nämlich der prüfende Vergleich der unterschiedlichen Lesarten, hier nicht mehr stattfindet (oder jedenfalls nicht mehr dokumentiert wird). Dieser Umstand ist nicht nur dem Genre des Sammelbandes geschuldet, das – wenn man einmal vom Abdruck von Diskussionsmitschnitten absieht – keine anderen Lösungen des Problems zu erlauben scheint. Denn im Umkreis qualitativer Forschung scheint es bislang auch sonst keine überzeugenden Antworten auf die Frage zu geben, wie mit der Differenz der Interpretationsmöglichkeiten anders als reduktionistisch oder eben bloß additiv-nebeneinanderstellend verfahren werden kann.

3 Eine theoretische Konzeption für den Umgang mit divergierenden Lesarten: LYOTARDS Philosophie des Widerstreits

Das Modell des Nebeneinanderstellens gleichberechtigter Lesarten kommt spätestens dann an seine Grenzen, wenn diese Lesarten einander offensichtlich widersprechen. Die Frage ist daher, welche theoretisch begründeten und forschungspraktisch fruchtbar zu machenden Konzepte es für den Umgang mit divergenten oder gar kontradiktorischen Interpretationen eines Dokumentes gibt. Im folgenden soll ein Konzept vorgestellt werden, das dieser Herausforderung in besonderer Weise gerecht zu werden verspricht: die Sprach- und Diskurstheorie Jean-François LYOTARDS, genauer: seine Philosophie des *Widerstreits* (vgl. dazu ausführlicher KOLLER 1999, S. 31ff.).

LYOTARDS Ausgangspunkt ist die These, daß das Diskursgeschehen sich als eine Verknüpfung von Sätzen verstehen läßt (vgl. LYOTARD 1989, S. 108 und 227). Das Phänomen ‚Interpretation‘ könnte man z.B. so beschreiben, daß der zu interpretierende Text (oder ein Teil davon) als Ausgangs-„Satz“ aufgefaßt und durch einen oder mehrere interpretierende Sätze weiterverkettet wird. Für LYOTARD steht dabei nur fest, daß ein gesprochener (oder irgendwie „gesetzter“) Satz weiterverkettet werden muß – auch das Schweigen wäre ein, wenn auch gewissermaßen „negativer“ Satz. Prinzipiell offen aber sei das *Wie* dieser Verkettung; die Möglichkeiten dafür seien unbegrenzt (vgl. a.a.O., S. 58). Allerdings gibt es LYOTARD zufolge eine Art von Regeln für die in einem bestimmten Kontext ‚angemessene‘ Verknüpfung von Sätzen. Diese Regeln nennt er *Diskursarten*; eine Diskursart regelt die Verknüpfung von ungleichartigen Sätzen unter Maßgabe eines bestimmten Zwecks.⁵ So beschreibt LYOTARD etwa die Diskursart ‚Dialog‘ als Verkettung von Fragen und Antworten mit dem Ziel, Übereinstimmung über die Bedeutung eines Referenten herzustellen (vgl. a.a.O., S. 10). Im Anschluß daran könnte man z.B. die Inter-

pretation empirischer Dokumente als Diskursart verstehen, bei der jeweils ein Satz des Dokuments zitiert und dann mit einem interpretierenden Satz weiterverkettet wird, wobei der Zweck der Verkettung darin bestünde, die Bedeutung oder den Sinn des fraglichen Falles zu ermitteln.

Den springenden Punkt von LYOTARDS Konzeption stellt nun die These dar, daß die Vielzahl vorhandener oder möglicher Diskursarten dazu führe, daß an jeder Nahtstelle zwischen zwei Sätzen (und das heißt prinzipiell in jedem Moment des Diskursgeschehens) ein Streit zwischen diesen Diskursarten um die ‚richtige‘ oder ‚angemessene‘ Verknüpfung entbrennen könne. Da nur feststehe, daß, nicht aber wie ein Satz weiterverkettet werden soll, sei die Art der Verknüpfung prinzipiell offen. Bei dem Streit um die ‚richtige‘ Verknüpfung aber handelt es sich in LYOTARDS Sichtweise – mindestens der Möglichkeit nach – um einen *Widerstreit*, d.h. im Gegensatz zum *Rechtsstreit* um einen nicht zu schlichtenden Konflikt, weil keine übergreifende Urteilsregel, keine Meta-Diskursart existiere (vgl. a.a.O., S. 227). In bezug auf den vorliegenden Zusammenhang könnte man sagen, daß es nicht nur *eine* Diskursart ‚Interpretation‘ gibt, sondern unbegrenzt viele, weil nur feststeht, daß ein Satz des fraglichen Dokuments interpretationsbedürftig ist, d.h. durch einen interpretativen Satz weiterverkettet werden muß, nicht aber wie dies zu geschehen hat. Zwischen diesen verschiedenen Modi der interpretativen Verknüpfung aber (die im folgenden *Lesarten* genannt werden) kann es jederzeit zum Widerstreit kommen. (Es mag auch Fälle geben, in denen zwischen divergenten Lesarten nur ein Rechtsstreit besteht – dann nämlich, wenn sie sich im Geltungsbereich einer gemeinsamen Urteilsregel befinden. Aber immer wenn die Zwecke, unter deren Maßgabe die Verknüpfung der zitierten mit den interpretierenden Sätzen erfolgt, sich gegenseitig ausschließen, ist der Widerstreit unvermeidlich.)

Die Frage ist nun, wie mit dieser beständigen Möglichkeit des Widerstreits verfahren werden soll – und es ist diese Frage, die LYOTARDS Sprach- und Diskursphilosophie auch als eine Theorie der Gerechtigkeit qualifiziert. LYOTARDS Antwort läßt sich in der Formel zusammenfassen, daß es darum gehe, „dem Widerstreit gerecht zu werden“ (a.a.O., S. 33). Was dies bedeutet, kann man in zwei Dimensionen, nämlich als skeptische bzw. als innovative Form des Umgangs mit dem Widerstreit beschreiben. Die *skeptische* Dimension besteht darin, den Widerstreit als solchen anzuerkennen, ihn offen zu halten und seine Verwandlung in einen Rechtsstreit zu verhindern. Im Blick auf die Differenz der Lesarten hieße das vor allem, anzuerkennen, daß bei der Interpretation von Dokumenten für Konflikte vom Typ des Widerstreits keine universal begründbaren Lösungen existieren, und dafür zu sorgen, daß diese Konflikte ausgetragen werden können, ohne daß eine der beiden Seiten zum Schweigen verurteilt wird. Der skeptische Umgang mit dem Widerstreit ähnelt dem oben beschriebenen Nebeneinanderstellen unterschiedlicher Lesarten im Sinne eines Kaleidoskops, geht darüber aber insofern hinaus, als er eine Prüfung des Geltungsanspruchs dieser Lesarten und eine Klärung der Frage voraussetzt, ob es sich bei den vorhandenen Divergenzen um einen Widerstreit oder einen Rechtsstreit handelt.

Noch deutlicher wird der Unterschied zum bloßen Nebeneinander von Lesarten durch die zweite, *innovative* Dimension von LYOTARDS Forderung, dem Widerstreit gerecht zu werden. In vielen Fällen besteht ein Widerstreit LYOTARD zufolge nämlich nicht im offenen Aufeinandertreffen zweier gleichermaßen artikulierter Diskursarten, sondern zeigt sich nur in mehr oder weniger versteckten Hinweisen darauf, daß in der jeweils vorherrschenden Diskursart ‚etwas‘ nicht gesagt werden kann. So könne etwa das Schweigen einer Konfliktpartei als Indiz dafür verstanden werden, daß ihr Anliegen in der geltenden

Diskursart keinen Ausdruck findet (vgl. a.a.O., S. 27 und 33). Unter solchen Bedingungen komme es darauf an, diesem bislang nicht artikulierbaren Anliegen ein Idiom zu verschaffen, indem man neue Sätze oder Diskursarten (er)findet, in denen dieses ‚etwas‘ zur Sprache kommen kann. Im Blick auf den Umgang mit der Verschiedenheit der Interpretationen würde dies bedeuten, nicht nur die offen artikulierten Differenzen zwischen den verschiedenen Lesarten zu beachten und aufrechtzuerhalten, sondern auch, die vorliegenden Lesarten daraufhin zu prüfen, was in ihnen jeweils *nicht* artikuliert werden kann. Mit anderen Worten: Die Aufgabe angesichts der Vielfalt von Lesarten bestünde darin, zu fragen, welche Aspekte oder Momente des Falles einer jeweiligen Lesart entgehen, und anschließend eine neue Lesart zu entwickeln, die diesen Aspekt zur Sprache bringt.⁶

4 Zum Beispiel: Zwei Lesarten eines Streitgesprächs

Um die forschungspraktische Relevanz von LYOTARDS Widerstreit-Konzept plausibler zu machen, soll das skizzierte Modell für den Umgang mit divergierenden Lesarten abschließend an einem Beispiel aus dem oben erwähnten Tagungsband verdeutlicht werden. Anhand von zwei in sich schlüssigen, aber einander widersprechenden Interpretationen desselben empirischen Dokuments ist dabei *erstens* zu überprüfen, ob zwischen diesen beiden Lesarten ein Widerstreit besteht oder ob es sich um einen bloßen Rechtsstreit handelt, und *zweitens* zu erörtern, wie mit diesem Streit forschungspraktisch umgegangen werden kann.

Zuvor soll jedoch in aller Kürze der Fall selbst noch einmal umrissen werden. Wie eingangs erwähnt, handelt es sich um ein Arbeitsgespräch zwischen Kalu, einem afrikanischen Doktoranden, und Bert, seinem deutschsprachigen Berater bei der Überarbeitung der Dissertation. Das Problem, um das es in der fraglichen Sitzung geht, ist die Übersetzung eines französischen Zitats von Cheikh Anta DIOP, das Kalu seiner Arbeit als Motto voranstellen möchte. Die deutsche Version des Zitats, die Kalu vorgelegt hat, lautet: „Es verspricht wesentlich mehr Erfolg, eine nationale Sprache zu entwickeln als künstlich eine Fremdsprache zu fördern. Ein Unterricht, der in der Muttersprache gegeben wird, vermeidet dadurch viele Jahre der Wiederholung in dem Erwerb des Wissens. Sehr oft ist die Ausdrucksweise der Fremdsprache wie eine wasserdichte Kleidung, die unserer Geist hindert, zum Gehalt der Wörter, dies eine Realität ist, vorzustoßen. Die Entwicklung des Intellekts weicht in diesem Fall der Platz des Gedächtnisses“ (zit.n. KOKEMOHR/KOLLER 1996, S. 431)⁷. Diese Übersetzung wird nun von Bert, wie man sich leicht vorstellen kann, als inkorrekt beanstandet. Darüber kommt es zum Streit, der in den eingangs zitierten Statements der beiden Kontrahenten gipfelt, jeder Deutsche könne diesen Satz (gemeint ist der zweite Satz der Übersetzung) verstehen (Kalu) bzw. dies sei „kein deutscher Satz“ (Bert).

Die erste Lesart dieses Konflikts stammt von Marek CZYZEWSKI, einem Soziologen aus Polen. Sein Beitrag (CZYZEWSKI 1996) stützt sich auf theoretische Konzepte der Ethnomethodologie bzw. der Konversationsanalyse und trägt den Titel „Das versteh ich nich‘ – Grenzen der Argumentation und andere kommunikative Merkmale in der sprachlichen Beratung“. Wie der Titel andeutet, begreift CZYZEWSKI das Arbeitsgespräch zwischen Kalu und Bert als einen (Sonder-)Fall sprachlicher Beratung, genauer gesagt: als einen Fall sprachlicher Beratung eines Nicht-Muttersprachlers durch einen Mutter-

sprachler. (Es handelt sich dabei übrigens um eine Beratungssituation, die der Autor als polnischer Wissenschaftler und Teilnehmer an englisch- bzw. deutschsprachigen Tagungen aus eigener Erfahrung kennt.⁸)

Diese Form der Beratung zeichnet sich CZYZEWSKI zufolge anderen Kommunikationssituationen gegenüber durch einige besondere Merkmale aus, so z.B. durch die systematische Verletzung der Kooperationsprinzipien alltäglicher Interaktion. Aus ethnomethodologischer Perspektive beruhe die Möglichkeit alltäglicher Verständigung darauf, daß Unklarheiten zugelassen würden, solange sie die praktischen Zielsetzungen der Kommunikation nicht gefährden. Demgegenüber ziele die sprachliche Beratung gerade auf die Explikation und (wenn möglich) Beseitigung von Unklarheiten des vorgelegten Textes (vgl. a.a.O., S. 31f.). Als Beispiel dafür verweist CZYZEWSKI auf eine Passage zu Beginn des Arbeitsgesprächs, in der Bert im Blick auf den von Kalu vorgelegten Übersetzungsvorschlag fragt: „Ähm · was ist mit ‚*dadurch*‘ · gemeint?“ Kalus Irritation, die sich in der anschließenden Pause von 9 Sekunden, einem Verrücken des Stuhls und der Gegenfrage „Verstehst du das nicht?“ zeigt, sei, so CZYZEWSKI, gewissermaßen als „Appell an die Prinzipien des gesunden Menschenverstandes“ zu deuten, die Bert verletzt habe (a.a.O., S. 33).

Eine zweite Besonderheit der sprachlichen Beratung besteht dieser Lesart zufolge in der ständigen Tendenz der Gesprächsform, „in eine autoritäre Kommunikation zu verkommen“ (a.a.O., S. 33). Da sich muttersprachliche Kompetenz nie vollständig explizieren lasse, stoße die Argumentation in der sprachlichen Beratung notwendigerweise auf gewisse Grenzen, was z.B. in Sätzen wie „das ist kein englischer (polnischer, französischer oder deutscher) Satz“ zum Ausdruck komme. Die damit verbundene autoritäre Wirkung stelle einen unvermeidlichen Zugzwang dieser Kommunikationsform dar. Während manche Berater sich jedoch bemühten, die autoritäre Wirkung durch Sätze abzuschwächen wie „du mußt mir glauben, so geht’s einfach nicht“ oder „ich kann es dir nicht erklären“, schlage dieser Zugzwang im vorliegenden Fall unvermittelt durch (a.a.O., S. 33).

Zugespitzt könnte man sagen, daß aus der Sicht dieser Lesart die Kommunikation zwischen Kalu und Bert vor allem am Machtanspruch des Muttersprachlers scheitert, der in der sprachlichen Beratung als solcher angelegt sei, aber von Bert über das unvermeidliche Maß hinaus forciert werde. Besonders deutlich werde der überzogene Machtanspruch Berts etwa daran, daß dieser auch dann noch darauf beharrt, eine bestimmte Formulierung Kalus nicht verstehen (und deshalb keinen alternativen Übersetzungsvorschlag vorlegen) zu können, als er längst zu erkennen gegeben hat, ihm sei klar geworden, was Kalu meine (vgl. a.a.O., S. 30).

Die zweite vorzustellende Lesart stammt von Marion HARTUNG, einer Hamburger Linguistin, deren Tagungsbeitrag den Titel trägt „Intrakulturelle Kommunikation in einer Schriftkultur: Wissen und Können“ (HARTUNG 1996). Den theoretischen Hintergrund ihrer Lektüre des Dokuments bildet die ethnologische, historische und linguistische Debatte über Oralität und Literalität. Ihr Augenmerk richtet sie deshalb vor allem darauf, daß es sich bei der Kommunikation zwischen Bert und Kalu um die gemeinsame Arbeit an einem *schriftlich* vorzulegenden Text handelt – einem Text zudem, der innerhalb der Institution ‚Universität‘ das entscheidende Kriterium bei der Verleihung des Dokortitels darstellt. Die Probleme, die im Verlauf dieser gemeinsamen Arbeit auftreten, seien, so HARTUNGs zentrale These, vor allem in dem je verschiedenen (Nicht-)Wissen und (Nicht-)Können der beiden Interaktionspartner hinsichtlich der akademischen Schriftkultur begründet.

Für das Kommunikationsverhalten Kalus ist nach dieser Lesart auf der einen Seite kennzeichnend, daß er sich als Autor seiner Dissertation versteht. Dieses Selbstverständnis als Autor zeuge davon, daß Kalu mit der Schriftkultur vertraut sei, denn Autorbewußtsein gebe es nur unter den Bedingungen von Literalität. Auf der anderen Seite aber verwiesen sowohl Kalus Text als auch sein Diskussionsverhalten auf Formen von Nicht-Wissen oder Nicht-Können im Blick auf die akademische Schriftkultur. So lasse sich z.B. Kalus Irritation durch Berts Frage „was ist mit ‚dadurch‘ gemeint?“ schlicht darauf zurückführen, daß Kalu zu Beginn des Gesprächs den fraglichen Text nicht vor sich liegen habe. An Berts Frage wie an der folgenden Diskussion werde allerdings noch eine andere Form von Nicht-Wissen bzw. Nicht-Können deutlich: Die Unklarheit, worauf sich das Wort „dadurch“ in Kalus deutscher Version des Zitats bezieht, rühre daher, daß sein Übersetzungsvorschlag einen unbestimmten Verweisungsraum eröffne, der sich gewissermaßen auf die Gesamtheit eines nur mündlich aktualisierbaren Wissens beziehe. Schriftsprachliche Standards erforderten demgegenüber, daß ein Text „autonom“, d.h. ohne weiteres aus seiner sprachlichen Struktur heraus verstehbar“ sein müsse (a.a.O., S. 148). Diese Differenz von Oralität und Literalität werde auch am weiteren Umgang mit dem Problem deutlich: Bert gebe eine Art des Übersetzens vor, die im Stil einer Interlinearversion Wort für Wort nach Entsprechungen suche und deshalb an die Schrift gebunden sei. Demgegenüber antworte Kalu auf die Frage, welches französische Wort er mit „dadurch“ übersetzt habe, schließlich mit dem lauten Vorlesen des ganzen Satzes – um, wie HARTUNG schreibt, so „den Vorstellungsraum aufzubauen, der zum Verständnis seiner deutschen Formulierung [...] als Projektionsfläche fehlt“ (a.a.O., S. 150 f.).

HARTUNGS Interpretation ist differenzierter, als es sich hier zusammenfassend darstellen läßt. Insbesondere wendet sie sich nachdrücklich gegen eine dichotomisierende Gegenüberstellung von Oralität und Literalität und versucht überdies, den Eindruck zu vermeiden, als seien Defizite gegenüber schriftkulturellen Standards nur bei Kalu, dem Afrikaner, auszumachen. So deutet sie z.B. Berts Frage, ob er Kalu seinen Übersetzungsvorschlag diktieren solle, als Verstoß gegen das Prinzip der Autorschaft, wie es akademische Schriftkultur und Promotionsordnung vorsehen. Dennoch scheint es mir zulässig, HARTUNGS Interpretation im Sinne der Verdeutlichung der Differenz zur ersten Lesart auf eine These zuzuspitzen. Diese These lautet, das Scheitern der Kommunikation zwischen Kalu und Bert sei auf Defizite zurückzuführen, die Kalus (und in geringerem Ausmaß auch Berts) Verhältnis zur akademischen Schriftkultur kennzeichnen. Anders formuliert: die Zusammenarbeit der beiden mißlinge in erster Linie deshalb, weil oder insofern Kalu (und bis zu einem gewissen Grad auch Bert) nicht im ausreichenden Maß über die schriftkulturellen Kompetenzen verfügten, die für universitäre Kommunikation unentbehrlich sind.

Wie läßt sich nun das Verhältnis der beiden Lesarten zueinander bestimmen? Eine harmonisierende Auffassung könnte zu dem Schluß kommen, daß beide Deutungen einander ergänzen, indem sie unterschiedliche Aspekte des Falles hervorheben, ohne sich jedoch diametral zu widersprechen. Im Blick auf praktische Handlungsanweisungen gewendet, könnte man z.B. sagen, Bert müßte (im Sinne CZYZEWSKIS) auf seinen überzogenen Machtanspruch verzichten und Kalu sollte (im Anschluß an HARTUNG) bereit sein, die Standards akademischer Schriftkultur zu befolgen, damit ihre Zusammenarbeit erfolgreich gestaltet werden könnte bzw. damit interkulturelle Kommunikation gelingt.

Vor dem Hintergrund von LYOTARDS Widerstreit-Konzept scheint es jedoch einleuchtender, das Verhältnis der beiden Deutungen zueinander als Widerstreit zweier Lesarten

aufzufassen. Lesart 1 (CZYZEWSKI) wäre dabei als eine interpretative Diskursart zu beschreiben, die die Sätze des Dokuments mit interpretierenden Sätzen verkettet, und zwar unter Maßgabe des Zwecks, die Kommunikationssituation ‚sprachliche Beratung‘ zu effektivieren. Das Ziel von Beratung wird dabei implizit durch das Interesse des Klienten (hier des Nicht-Muttersprachlers) bestimmt, das es gegen andere Interessen oder Zugzwänge zu verteidigen gelte (wie gegen den Machtanspruch des Muttersprachlers oder die situationsspezifischen Grenzen der Argumentation). Lesart 2 (HARTUNG) dagegen stellt eine andere interpretative Diskursart dar, die zwar ebenfalls Sätze des Fallbeispiels mit interpretierenden Sätzen verknüpft – dies nun aber mit dem Ziel, die normativen Standards der akademischen Schriftkultur zur Geltung zu bringen. Mit anderen Worten: Während die erste Lesart sich am individuellen Interesse der Personen orientiert, macht die zweite Lesart institutionelle oder kulturelle Normen geltend, die in Betracht gezogen werden müssen, auch wenn man mit ihnen nicht in jedem Fall übereinstimmt. Beide Zwecke sind plausibel begründet, aber schließen sich wechselseitig aus. Wenn es darum geht, die sprachliche Beratung an den Interessen des Klienten auszurichten, haben die Standards der akademischen Schriftkultur und das ‚Anliegen‘ der Institution Universität keinen Platz. Und umgekehrt sind die Bedürfnisse der Interaktionspartner nach individueller Anerkennung oder Macht irrelevant, sofern die Verkettung von Sätzen an der Durchsetzung institutioneller oder kultureller Normen orientiert ist. Gleichzeitig ist kein übergeordneter Maßstab in Sicht, der es erlauben würde, den Konflikt dieser beiden Zwecksetzungen zu schlichten.⁹

So gesehen herrscht zwischen beiden Lesarten ein Widerstreit, und es bleibt die Frage, wie man im Sinne LYOTARDS diesem Widerstreit im weiteren Forschungsprozeß gerecht werden kann. Der *skeptische* Umgang mit dem Widerstreit besteht, wie oben ausgeführt, darin, ihn offen zu halten und seine Verwandlung in einen Rechtsstreit zu verhindern. Im vorliegenden Fall bedeutet dies genau das, was eben versucht wurde: nämlich den jeweiligen Geltungsanspruch beider Lesarten zu prüfen, gegebenenfalls zu verteidigen und dabei die Differenzen nicht zu nivellieren, sondern als *Divergenzen* herauszuarbeiten. Wie aber könnte in diesem Fall die zweite Form des Umgangs mit dem Widerstreit aussehen, die oben als *innovative* bezeichnet wurde? Dabei ginge es darum, die beiden Lesarten daraufhin zu prüfen, was in ihnen jeweils *nicht* artikuliert werden kann. Es liegt auf der Hand, daß dies in den beiden vorliegenden Beiträgen zunächst einmal das ist, was in der jeweils anderen Lesart besonders unterstrichen wird. In der ersten Lesart kommen etwa die Standards der akademischen Schriftkultur und das ‚Anliegen‘ der Institution Universität nicht zur Sprache, während im zweiten Beitrag weder der Aspekt der Macht noch die Bedürfnisse der Interaktionspartner nach individueller Anerkennung Beachtung finden.

Wenn aber die Rede vom *innovativen* Umgang mit dem Widerstreit Sinn machen soll, so müßte die Suche nach dem Nicht-Artikulierbaren auch solchen Momenten des Dokuments gelten, die zwar in mindestens einer der beiden erörterten Lesarten anklingen, aber in *keiner* von ihnen angemessen zur Sprache kommen. Mit anderen Worten: Es wäre nach Indizien Ausschau zu halten, die auf einen Widerstreit des oben erwähnten zweiten Typs hindeuten, der darin besteht, daß in den vorhandenen Lesarten ‚etwas‘ nicht gesagt werden kann. Der innovative Umgang mit dem Widerstreit müßte sich dann darin erweisen, daß es gelänge, diesem ‚etwas‘ in einer neuen, dritten Lesart angemessenen Ausdruck zu verschaffen.

Die zweite Lesart, HARTUNGs Beitrag, faßt die Interaktion zwischen Kalu und Bert als *intrakulturelle* Kommunikation innerhalb einer gemeinsamen Schriftkultur auf. In diesem

Zusammenhang geht sie gewissermaßen en passant auch auf den Umstand ein, daß die Einführung der beiden Gesprächspartner in diese gemeinsame Schriftkultur unter sehr verschiedenen Bedingungen erfolgte: „Kalu wurde in Côtés d'Ivoire in der Variante als französischem Schriftsystem auf französisch alphabetisiert, der Sprache der Kolonialisatoren; Bert in der Bundesrepublik Deutschland im deutschen Schriftsystem in seiner Muttersprache Deutsch. Das Moment der Fremdsprachlichkeit ist, zumindest was die sogenannte höhere Bildung betrifft, eher die Regel als die Ausnahme. Die Römer lernten Griechisch, ganz Europa lernte bis zum 17./18. Jahrhundert Latein, und heute, so könnte man anfügen, alle Welt Englisch. *Das ist selbstverständlich nicht alles, was zu sagen wäre*“ (HARTUNG 1996, S. 145; Hervorheb. H.-C.K.). In der Tat: dazu wäre mehr zu sagen. Der letzte Satz des Zitats ist deshalb auch als Indiz für einen Widerstreit zu verstehen, das darauf verweist, daß in dieser Lesart ‚etwas‘ nicht gesagt werden kann. Was aber ist dieses ‚etwas‘?

HARTUNGS Ausführungen machen deutlich, daß Bert und Kalu einander auf der gemeinsamen Ebene der akademischen Schriftkultur unter ganz verschiedenen Voraussetzungen begegnen. Bert absolviert sein Studium in seiner Muttersprache Deutsch, während es sich für Kalu beim Deutschen um eine Fremdsprache, genauer um eine Drittsprache handelt (sofern seine Muttersprache *Akan* ist und das Französische für ihn bereits eine Zweitsprache darstellt). Historisch mag Kalus Situation eher die Regel als die Ausnahme darstellen, wie HARTUNG schreibt; damit ist aber noch gar nichts über die Bedeutung gesagt, die die akademische Sozialisation unter fremdsprachlichen Bedingungen *in diesem Fall* hat. Daß dieser Umstand in unserem Kontext von Bedeutung ist, zeigt schon die Tatsache, daß sowohl Kalus Dissertation als auch das Motto, um dessen ‚richtige‘ Übersetzung der Streit sich dreht, die Probleme nicht-muttersprachlichen Unterrichts zum Thema haben. Die Differenz von Muttersprache und Zweit- oder Drittsprache ist im Gespräch zwischen Kalu und Bert also auf dreifache Weise wirksam: erstens auf der Inhaltsebene als *Gegenstand* der Kommunikation (als Thema der Doktorarbeit bzw. des Mottos), zweitens auf der *intersubjektiven* Ebene als Problem des Kommunikationsmediums (als welches eben nicht *Akan*, sondern das Deutsche benutzt wird) und schließlich drittens auf einer *intrasubjektiven* Ebene als *biographische Rahmenbedingung* der Kommunikation (daß nämlich Kalu selbst – anders als Bert – sowohl in der Schule als auch im Studium genau *die* Erfahrung gemacht hat, die im strittigen Zitat inhaltlich zur Debatte steht). Diese dreifache Wirksamkeit der Sprachdifferenz wird aber weder im Gespräch zwischen Kalu und Bert noch in den beiden hier vorgestellten Lesarten thematisiert. Das neun Sekunden lange Schweigen Kalus auf Berts Frage, was mit dem Wort „dadurch“ gemeint sei, hatte CZYZEWSKI als Reaktion auf die Verletzung alltäglicher Kooperationsprinzipien durch Bert interpretiert; bei HARTUNG dagegen wurde es u.a. darauf zurückgeführt, daß Kalu die Standards der akademischen Schriftkultur nur unzureichend beherrscht. Bedenkt man das eben über die Sprachdifferenz Gesagte, so könnte man dieses Schweigen auch noch auf eine dritte Weise deuten, nämlich als Hinweis auf etwas, was weder im Gespräch zwischen Kalu und Bert selbst noch in den beiden vorgestellten Lesarten zur Sprache gebracht wird. Dieses Schweigen wäre dann als Hinweis darauf zu verstehen, daß sich eine (möglicherweise leidvolle) biographische Erfahrung Kalus in der aktuellen Kommunikation im Arbeitsgespräch wiederholt, ohne dort in irgendeiner Weise thematisiert zu werden.¹⁰ Es wäre Aufgabe einer neuen Lesart, eine Sprache für dieses bislang Nicht-Gesagte zu (er)finden und herauszuarbeiten, welche Bedeutung diese Wiederholung (und ihre Nicht-Artikulation) für den Verlauf und das Gelingen oder Scheitern der

Interaktion zwischen Kalu und Bert hat. Erst eine solche dritte Lesart würde dem Widerstreit der Lesarten auf innovative Weise gerecht.

Das Beispiel zeigt, daß LYOTARDS Konzeption des Widerstreits geeignet ist, dem Umgang mit divergierenden Lesarten auch in forschungspraktischer Hinsicht Impulse zu geben. Dabei wird zugleich deutlich, daß die beiden eingangs angesprochenen Erscheinungs- oder Wirkungsweisen von Differenz im Kontext interkultureller Forschung nicht unabhängig voneinander gedacht werden können. Die Differenz der Lesarten (auf der Ebene des Forschungsprozesses) als (möglichen) Fall von Widerstreit zu behandeln, bedeutet nämlich gleichzeitig, der Differenz bzw. dem Widerstreit gerecht zu werden, der im empirischen Material selbst zum Ausdruck kommt (auf der Ebene des Forschungsgegenstands). Und die Aufgabe, eine neue, dritte Lesart zu erfinden, die das zur Sprache bringt, was in den beiden widerstreitenden Lesarten nicht gesagt werden kann, heißt nichts anderes, als eine Lesart zu erfinden, die das zu artikulieren erlaubt, was auch im empirischen Material selbst nicht gesagt werden kann. Entscheidender Bezugspunkt für den Umgang mit dem forschungsmethodischen Problem der Lesarten-Differenz bleibt auch hier ‚die Sache selbst‘: die im Gegenstand selbst begründete Differenz, die den empirischen Fall zu einem (möglichen) Fall von Widerstreit macht.

Anmerkungen

- 1 Dabei kann offen bleiben, inwieweit es sich bei den als Moment des Forschungsprozesses wirksamen Lesarten-Unterschieden um *kulturelle* Differenzen handelt. Zweifelsohne kann es – je nach Fragestellung – in der interkulturellen Bildungsforschung wünschenswert bzw. unerlässlich sein, bei der Auswertung empirischer Materialien Interpretationen aus anderen Kulturen hinzuziehen (vgl. z.B. HERWARTZ-EMDEN 1995). Das Problem, wie mit der Differenz der Lesarten umzugehen ist, stellt sich jedoch auch dann, wenn die Interpretationen alle aus ein und derselben Kultur kommen (was immer ‚Kultur‘ dabei heißen mag).
- 2 Selbstverständlich spielen interpretative Operationen (ob von einzelnen Forschern oder einer Forschergruppe durchgeführt) auch in der quantitativ orientierten Forschung eine wichtige Rolle; hier müssen z.B. theoretische Hypothesen auf interpretativem Wege operationalisiert und empirische Befunde theoretisch gedeutet werden. Insofern gilt das folgende ohne wesentliche Einschränkungen auch für die quantitative Forschung.
- 3 Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß es hier nicht darum geht, die Objektive Hermeneutik als komplexe Strategie qualitativer Forschung insgesamt zu würdigen; im Mittelpunkt steht vielmehr die Frage, wie im Rahmen der objektiv-hermeneutischen Vorgehensweise mit der potentiellen Vielfalt von Lesarten verfahren wird.
- 4 Weitere Beispiele für dieses Modell des gleichberechtigten Nebeneinanders konkurrierender Lesarten finden sich u.a. bei HEINZE/KLUSEMANN/SOEFFNER 1980, KOKEMOHR/MAROTZKI 1989, MAROTZKI/KOKEMOHR 1990 und KOLLER/KOKEMOHR 1994.
- 5 Hier ist eine deutliche Parallele zu OEVERMANNs Auffassung der Sequenzialität menschlichen Handelns zu verzeichnen: Diskursgeschehen (LYOTARD) bzw. Handeln (OEVERMANN) werden als Abfolge von ‚Entscheidungen‘ begriffen, die jeweils eine Auswahl aus der prinzipiell kontingenten Vielzahl von Möglichkeiten treffen, dabei zugleich neue Anschlußmöglichkeiten schaffen, von denen wiederum jeweils nur eine realisiert wird usw. Dabei übernimmt LYOTARDs Begriff der „Diskursart“ in etwa dieselbe Funktion, die in OEVERMANNs Konzept dem Begriff handlungsgenerierenden Strukturen zukommt: Beide bezeichnen eine jeweils nur retrospektiv zu bestimmende Regelmäßigkeit der gerade beschriebenen Abfolge von ‚Entscheidungen‘.
- 6 Hier besteht eine Parallele zwischen LYOTARDs Forderung, dem Widerstreit gerecht zu werden, und dem Gedanken aus ADORNOS „Negativer Dialektik“, wonach es darauf ankomme, in dialektischen Erkenntnisprozessen das Nichtidentische eines Gegenstandes zur Geltung zu bringen, d.h. immer auch danach zu fragen, was an einer Sache sich dem identifizierenden Zugriff des begrifflichen Denkens entzieht (vgl. ADORNO 1966, S. 17ff.).

- 7 Das französische Originalzitat lautet: „Il est plus efficace de développer une langue nationale que de cultiver artificiellement une langue étrangère; un enseignement qui serait donné dans une langue maternelle permettrait d'éviter des années de retard dans l'acquisition de la connaissance. Très souvent l'expression étrangère est comme un revêtement étanche qui empêche notre esprit d'accéder au contenu des mots qui est la réalité. Le développement de la réflexion fait alors place à celui de la mémoire“ (zit. n. KOKEMOHR/KOLLER 1996, S. 431).
- 8 Insofern könnte man in diesem Fall die Differenz der Lesarten möglicherweise auch als kulturelle Differenz zwischen muttersprachlichen und nicht-muttersprachlichen Tagungsteilnehmern verstehen (vgl. Anmerkung 1).
- 9 Das gilt m.E. auch dann, wenn man den Sinn der institutionellen Normen in ihrer jeweils vorliegenden Gestalt in Frage stellt. Solche Normen entfalten ihre Wirkung nämlich unabhängig davon, ob die handelnden (oder interpretierenden) Subjekte ihnen zustimmen oder nicht. Aus der Perspektive der zweiten Lesart betrachtet, würde es Kalu nichts nützen, wenn Bert etwas großzügiger wäre; spätestens im Promotionsauschluß würde das Problem wieder auftreten. Anders gesagt: Es gibt immer (institutionelle, gesellschaftliche, ökonomische usw.) Bedingungen, die dem konkreten Handeln Grenzen setzen und die es (bei Strafe des Untergangs, wie MARX sagen würde) zu beachten gilt, auch wenn man sich darum bemüht, sie zu verändern.
- 10 Zum Schweigen als Indiz eines Widerstreits vgl. auch LYOTARD 1989, S. 28ff. Mehr zum lebensgeschichtlichen Hintergrund des Problems läßt sich einem biographischen Interview mit Kalu entnehmen, das den Tagungsteilnehmern zusätzlich zum Transkript des Arbeitsgespräch zur Verfügung stand und u.a. in den Beiträgen von INOWLOCKI 1996 und KOLLER/STOFFERS 1996 erörtert wird.

Literatur

- ADORNO, T. W. (1966): Negative Dialektik. In: ADORNO, T. W.: Gesammelte Schriften (hrsg. von R. TIEDEMANN). Bd. 6. – Frankfurt/M.
- CZYZEWSKI, M. (1996): „Das versteh ich nicht“: Grenzen der Argumentation und andere kommunikative Merkmale in der sprachlichen Beratung. In: KOKEMOHR, R./KOLLER, H.-C. (Hrsg.): „Jeder Deutsche kann das verstehen“. Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch. – Weinheim, S. 25-36.
- DENZIN, N. (1989): The Research Act. – 3. Aufl. – Englewood Cliffs.
- FLICK, U. (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. – Reinbek bei Hamburg.
- FUCHS, W. (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. – Opladen.
- HARTUNG, M. (1996): Intrakulturelle Kommunikation in einer Schriftkultur: Wissen und Können. In: KOKEMOHR, R./KOLLER, H.-C. (Hrsg.): „Jeder Deutsche kann das verstehen“. Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch. – Weinheim, S. 133-174.
- HEINZE, T./KLUSEMANN, H.-W./SOEFFNER, H.-G. (Hrsg.) (1980): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Sozialwissenschaftliche Überlegungen zur Hermeneutik. – Bensheim.
- HERWARTZ-EMDEN, L. (1995): Methodologische Überlegungen zu einer interkulturellen empirisch-erziehungswissenschaftlichen Forschung. In: Zeitschrift für Pädagogik, 41. Jg., S. 745-764.
- INOWLOCKI, L. (1996): „Das reiht sich mir so nach und nach auf ne Perlenkette auf“: Wie das Verstehen des Beraters abreißt. In: KOKEMOHR, R./KOLLER, H.-C. (Hrsg.): „Jeder Deutsche kann das verstehen“. Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch. – Weinheim, S. 43-60.
- KÖCKEIS-STANGL, E. (1980): Methoden der Sozialisationsforschung. In: HURRELMANN, K./ULICH, D. (Hrsg.) (1980): Handbuch der Sozialisationsforschung. – Weinheim, S. 321-370.
- KOKEMOHR, R./KOLLER, H.-C. (Hrsg.) (1996): „Jeder Deutsche kann das verstehen“. Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch. – Weinheim.
- KOKEMOHR, R./MAROTZKI, W. (Hrsg.) (1989): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien I. – Frankfurt/M.
- KOLLER, H.-C. (1999): Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-)Moderne. – München.
- KOLLER, H.-C./KOKEMOHR, R. (Hrsg.) (1994): Lebensgeschichte als Text. Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse. – Weinheim.

- KOLLER, H.-C./STOFFERS, P.: Interkulturelle Kommunikation als Widerstreit? Zur Analyse eines Konflikts aus der Perspektive J.-F. Lyotards. In: KOKEMOHR, R./KOLLER, H.-C. (Hrsg.): „Jeder Deutsche kann das verstehen“. Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch. – Weinheim. S. 179-213.
- LYOTARD, J.-F. (1989): Der Widerstreit. – 2. Aufl. – München.
- MAROTZKI, W. (1995): Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: KRÜGER, H.-H./MAROTZKI, W. (Hrsg.) (1995): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. – Opladen, S. 55-89.
- MAROTZKI, W./KOKEMOHR, R. (Hrsg.) (1990): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien II. – Weinheim.
- OEVERMANN, U. (1996): Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik (Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung). – (Typoskript.)
- OEVERMANN, U./ALLERT, T./KONAU, E./KRAMBECK, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: SOEFFNER, H.-G. (Hrsg.) (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. – Stuttgart, S. 352-433.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Hans-Christoph Koller, Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft, Universität Hamburg, Von-Melle-Park 8, 20146 Hamburg